



Die Filmemacherin Alice Schmid, hier in einer Aufnahme aus den 1960er Jahren, hat ihre Sprache wiedergefunden.

## Ein Roman leitet die Ermittler

Der Frankfurter «Tatort» treibt das Spiel mit Fiktionen auf die Spitze

INNA HARTWICH

Die eine strahlt selbstbewusst und keck die Zuschauer vor der Bühne an, die andere ist kaum zu sehen im dunklen Hintergrund, schaut schüchtern und verängstigt zu Boden. Beide aber wissen, was sie wollen. Sie sind eins, eigentlich. Jung, rau, lebendig.

Die Strahlende heisst Luise Nathan und liest gerade aus ihrem gefeierten Debütroman vor: Dessen Titel, «Luna frisst oder stirbt», trägt auch diese «Tatort»-Folge aus Frankfurt. «Friss Kuchen, wenn du kein Brot hast!», ruft die Autorin laut. Sie plant keine Revolution, will aber, so erzählt die Debütantin aus dem bürgerlichen Milieu, ihre Stimme gegen die Chancenungleichheit erheben. Nur: Ist es wirklich ihr eigenes Debüt? Wessen Stimme ist es, die da nachhallt?

### Der Kühlschrank ist leer

Jede und jeder will in diesem Plot einen Teil vom Kuchen abbekommen. Dafür kämpfen alle mit ihren eigenen Methoden um die besten Stücke, ob nun in der schicken Wohnung im Stadtzentrum oder in der Enge des Plattenbaus irgendwo am Stadtrand. Der Kühlschrank ist hier wie dort ohnehin leer. In diesem «Tatort» wird nicht geschossen, aber viel gelesen. Eine Leiche gibt es natürlich trotzdem: Kaum hat sie auf der Bühne unweit ihrer Freundin Nellie Kunze (Lena Urzendowsky) ihr Buch vorgestellt, liegt die junge Starautorin Nathan (Jana McKinnon) unter einer Mainbrücke. Es ist ein Mordfall. Die Kommissare Brix (Wolfram Koch) und Janneke (Margarita Broich) erwarten als Motiv Druck und Missgunst im schillernden Literaturbetrieb. Sie finden sich zwischen gesichtslosen Hochhäusern wieder, in einem Café, in dem Luises Mutter als Stadträtin für Soziales «Kuchen für alle» verspricht.

Die Welt der Luise hatte sich hier mit der Welt der Nellie vermischt und war zur Welt der «Luna» geworden, einem undurchsichtigen Mix aus dem Leben zweier heranwachsender Frauen. Beide sind sie bei alleinerziehenden Müttern gross geworden und suchen nun ihren Platz in dieser Welt voller Abgründe. Wie viel Luise steckt aber in Luna und wie viel Nellie? Wo ist Nellie Luise und wann ist Luise Nellie? Wie viel Wahrheit steckt in der Dichtung? Diese ewige Frage schwebt über «Mainhattan» und den Dächern der Plattenbauten. Grau in Grau, kaum ein knalliger Farblecks. Die Kommissare lesen derweil weiter.

Dank diesem raffinierten Spiel mit Illusionen, Phantasien und auch den Visionen der Ermittler verleiht die Regisseurin Katharina Bischof, die mit Johanna Thalman zusammen auch das Drehbuch verfasst hat, ihrem Sozialdrama Gewicht. Es ist eine Art Selbsthinterfragung: Kann das reale Leben dem reinen Plot einer fiktiven Erzählung wie jener des «Tatorts» dienen? Auch der Zuschauer samt seiner Realität wird an die Hand genommen, soll mitspinnen am Verlauf der Geschichte, die er da durch die flotten Sätze aus dem «Luna»-Roman zu hören bekommt.

### Hinschauen statt Voyeurismus

Was, wenn das beschriebene Leben der Luna diese Wendung bekäme oder diese Tat jene? Wie wirkt sich all das Geschriebene auf Luise aus? Was hat Nellie damit zu tun? Oder ihre Mutter, ihre Schwester, der Stiefvater, der Freund, Luises Mutter, der Verleger, der Lektor? Und die Kommissare? Der Roman dient als Leitfaden der Ermittlungen, Realität wird hier zur Fiktion und die Fiktion zur Realität.

Der Griff hätte auch danebengehen können. Das ist er aber, auch durch das wunderbare Spiel von McKinnon und Urzendowsky, glücklicherweise nicht. Und die Autorinnen des Films sind keine Voyeurinnen des Leids, sie verurteilen nicht. Sie schauen einfach hin, auf die Überforderung der Mütter, auf die Einsamkeit der Töchter und den unbändigen Willen, irgendwie sie selbst sein zu können.

«Tatort» aus Frankfurt: Sonntag, 20.05 / 20.15 Uhr, SRF 1 / ARD.

# Der lange Schatten einer brutalen Nacht

Alice Schmid verarbeitet ihre eigene Missbrauchsgeschichte zum brillanten Film «Burning Memories»

URS BÜHLER

Vor fünf Jahren betrachtet die Filmemacherin Alice Schmid in einem Museum in Oslo arglos ein Gemälde von Edvard Munch. Es trägt den Titel «Pubertät», ein Mädchen sitzt auf dem Bettrand, die Arme zwischen den Beinen verschränkt. Es ist das einzige Bild im Raum, sie ist allein mit ihm, befreundet geht sie gleich weiter. Es verfolgt sie, sie kehrt zurück. Da bricht die jahrzehntelang verschüttete Erinnerung einer traumatischen Erfahrung hervor.

Ein Schwimmlehrer verging sich in einem Lager an der Sekundarschülerin Alice, eine ganze Nacht lang. «Ich bin am Abend in dieses Zelt gegangen, und ein Teil von mir ist nicht mehr herausgekommen», hält die 70-jährige Luzernerin in ihrem Film «Burning Memories» fest. Sie betrat danach nie mehr ein Zelt. Und sie verstummte jahrelang.

### Eine Gratwanderung

Längst hat sie ihre Stimme und Sprache wiedererlangt. Und für das, was doch nicht ausgesprochen werden kann oder soll, findet ihr Filmessay starke Bilder. Der Grat zwischen intensiver Innensicht und allzu selbstreferenziellem Seelenstrip-tease ist schmal, das weiss Schmid. Sie holte sich einen Dramaturgen zur Seite, Claude Muret, überlegte lange, wie sie diese persönliche Geschichte erzählen, ihr auch eine gewisse Leichtigkeit geben könnte. Auf dem Weg hat sie viele richtige Entscheidungen getroffen – etwa trotz der Wahl der Ich-Perspektive nicht selbst zu erzählen. Die Stimme aus dem Off gehört einer anderen Sprecherin, das schafft die nötige Distanz.

Nicht nur deshalb sticht der Film aus einer Reihe von Werken heraus, in denen Deutschschweizer Regisseurinnen in jüngerer Zeit ihre Sorgen gespiegelt haben, vom Kinderwunsch bis zur Unvereinbarkeit von Kunst und Familie. Solche Nabelschau wirken allzu oft wie eine subventionierte Selbsttherapie, und man fragt sich am Ende, warum einen all die Details interessieren sollen.

Bei «Burning Memories» ist das anders: Das Selbstporträt, destilliert aus viel Schreibarbeit, weist weit über

das Einzelschicksal hinaus. Zudem ist das erschütternde Zeugnis eines Missbrauchs mit hohem künstlerischem Anspruch verbunden. Archivfotos wechseln sich ab mit Naturaufnahmen aus Namibia und Südafrika, eingefangen von der einheimischen Kamerafrau Karin Slater. Der Kontinent ist nicht zufällig gewählt, wie sich zeigen wird.

Tiere und Objekte in Grossaufnahme im Wechsel mit der Weite der Savanne wecken vielfältige Stimmungen, von Verlorenheit bis zu Geborgenheit: Webervögel beim gemeinschaftlichen Nestbau, ein Schneckenhaus, eine leinwandfüllende Panzergrille, deren Anblick ins Geräusch eines Reissverschlusses übergeht. So fügt sich, gekonnt montiert von Anja Bombelli, vieles ineinander, in feinen Übergängen und Überblendungen. Und statt die Bilder ständig zu erklären, vertraut die Regisseurin deren Wirkung.

Nach der Rückkehr aus dem Lager verweigert Alice die Schule, das Essen, das Sprechen, und niemand fragt nach dem Grund. Mädchen, die nicht reden, sind womöglich schwanger, man schickt sie damals gern in ein Welschlandjahr. Sie aber verschlägt das Schicksal als Au-pair nach Belgien, in ein Internat für Mädchen aus dem Bürgerkrieg in Kongo. Das wird der Ort, an dem sie wieder zu sprechen beginnt – und zu schreiben. Tausende Tagebuchseiten muss sie seither gefüllt haben. Kein Wort über jene Nacht ist darin. Sie schien aus dem Gedächtnis gelöscht, ein laut Psychologen bei traumatisierten Kindern besonders verbreiteter Überlebensmechanismus. Bis etwas die Erinnerung dann wieder weckt: ein Geruch, ein Ton, ein Bild.

### In der Wüste

Das scheinbar Vergessene steuert das Verhalten aus der Tiefe. Alice Schmid allererster Kurzfilm, «Sag Nein», ist 1993 dem Thema des sexuellen Kindesmissbrauchs gewidmet, ein Appell an Betroffene, ihre Gefühle zu äussern. Später dreht sie Filme über schwierige Kindheiten in aller Welt, etwa über Kindersoldaten. Sie selbst hat Panikattacken, Angst vor Intimität, Ekel- und Schamgefühle.

Schmid absolviert zahlreiche Therapien aller Art, um festzustellen, dass die

beste für sie im Kreativen liegt: Schreiben, Malen, Handörgelen. Wirft ein Therapeut die Frage nach einem einstigen Missbrauch auf, verneint sie stets nach bestem Wissen. Und dann dieser Moment vor dem Bild: «Ich sah mich auf diesem Feldbett in diesem Zelt, ausgeliefert, splinternackt», so erinnert sie sich im Gespräch mit der NZZ. «Und wieder dachte ich mir: Das kannst du niemandem erzählen.» Sie tut es doch, öffnet sich der Freundin und Cutterin Anja Bombelli. Auf deren Frage, wo sie jetzt am liebsten hingehen möchte, sagt sie: «In die Wüste.» Seit ihrer Zeit in Belgien fühlt sie sich von Afrika angezogen.

In der Wüste, die lebt und mitunter auch blüht, findet sie zu Bildern und den Worten, die ihr einst fehlten. Und sie fasst den Mut und die Kraft, mit diesem Film ihre eigene Geschichte zu erzählen. Die Spurensuche führt in eine Kindheit, die sie als viel verheerender bezeichnet als jene Nacht. Auf die regelmässigen Prügel durch ihre Mutter führt sie zurück, dass sie sich nicht zu wehren wusste. Die Ohnmacht setzte sich fort. Bei der Berufsberatung malt Alice einen Baum ohne Wurzeln, der sogenannte Berater meint, aus so einer werde nichts. Sie wird das Lehrerseminar absolvieren, ein Sprachstudium aufnehmen, in New York das Drehbuchschreiben erlernen.

«Ich leide unter Schlaflosigkeit, seit ich ein kleines Mädchen bin. Ich lebe allein, ich habe keine Kinder. Ich hatte kaum je eine Liebschaft. Ich war trotzdem nie ein Kind von Traurigkeit», erfahren wir gleich zu Beginn des Films, der uns mit auf einen Weg zu einer Heilung nimmt. Sie wird nie ganz abgeschlossen sein, auch wenn man heute auf eine so lebensfrohe wirkende Frau trifft, die mit dem Schicksal versöhnt scheint.

So ist es in erster Linie ein Film über Resilienz und eine Befreiung geworden, erst in zweiter einer über einen Missbrauch oder eine Abrechnung mit dem noch lebenden Täter. Zu Beginn ihrer Aufarbeitung will sie ihn juristisch belangen, einen offenen Brief an ihn richten. Eine Anwältin rät ihr davon ab – mangels Beweisen nach so vielen Jahren. Es kommen einem unweigerlich bekanntere Fälle aus jener Zeit in den Sinn, von Roman Polanski bis zum Reformpädagogen Jürg Jegge.

Ihr Männerbild sei durch diese Nacht nicht negativ geprägt worden, betont jedoch Schmid, die als Mädchen nichts Schöneres kannte, als mit dem geliebten Vater Zeit zu verbringen. Dem kleinen Akkordeon, das sie als Kind von ihm erhalten hat, entlockt sie für diese Dokumentation Klänge und Melodien zwischen Melancholie und Freudentanz – was ihr den Schweizer Filmpreis immerhin für den besten Soundtrack eingebracht hat.

### Der befreiende Brief

Was genau ihr gemäss ihrer zurückgekehrten Erinnerung im Zelt widerfuhr, wird erst ganz am Ende deutlich. Diese Abfolge ist nicht dramaturgisch motiviert, sie folgt der Chronologie der Ereignisse: Erst dann fand sie den Mut für den befreienden Akt, ihrer Mutter in einem Brief zu erklären, warum sie mit 16 zu reden aufgehört hatte.

Der Schwimmlehrer macht ihr an jenem Abend zunächst Komplimente, die sie noch nie erhalten hat. Sie sagt, sie habe Geburtstag. Er findet, das müsse man feiern, lädt sie zu sich in sein Zelt ein. Seine Ankündigung, ihr ihren ersten Orgasmus beschreiben zu wollen, mündet in stundenlange Pein. Mitten in der Nacht fragt aus dem Dunkel sein Kollege, mit dem er das Zelt teilt, ob das denn kein Ende finde. Sie fühlte sich als Versagerin, wie sie sich im Gespräch erinnert: «Ich machte alles mit, ich glaube sogar, ich wollte es möglichst gut machen. Ich war ein scheues Mädchen, es war mir unmöglich, Nein zu sagen. Aber natürlich wollte ich das nicht.»

Sie habe sich unterwürfig verhalten, wie sie es bei der Mutter getan habe, sagt Schmid im Film. Man könnte das missverstehen, als ob sie und andere Opfer eine Mitschuld trüfe. Doch sie präzisiert im Gespräch: «Ich muss dem Mädchen in mir verzeihen. Es konnte sich nicht wehren, nicht zu Hause, nicht im Zelt. Und als Kind konnte ich keine Worte haben für das, was mir passiert war. Nun bin alt, darf mich hinsetzen und sagen, was ich will.» Erst jetzt, über ein halbes Jahrhundert später, kann Alice Schmid sagen: «Ich fühle mich ganz von meinem Vergewaltiger losgelöst.»

«Burning Memories» läuft zurzeit im Kino.